

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 64 (1984)
Heft: 7-8

Rubrik: Kommentare

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Reisen in die islamische Welt

Ein Journalist bei den Gläubigen – ein Schriftsteller bei den Islamisten

Das Buch des bekannten Journalisten Peter Scholl-Latour¹ über den Islam zeichnet sich vor allem durch die Weite des Überblicks aus. Scholl-Latour ist überall gewesen, von Zentralasien bis nach Marokko, von Singkang bis Dakar. Selten ist es einer Person gegeben, wirklich alle Teile der weitgespannten muslimischen Welt kennenzulernen. Der Verfasser hat überall journalistisch gearbeitet, was bedeutet, dass er sich über all diese entfernten Gebiete und über die Unruhen und Kämpfe in den näher liegenden, Iran, Algerien, Ägypten, Libanon, Israel, Saudi-Arabien usw. – vorübergehend auch einmal in Indonesien und in Pakistan – orientiert hat, so gut er es in kurzer Frist oder bei wiederholten Besuchen vermochte. Ein buntes Mosaik von Personen und Fakten kommt so zustande, das der Verfasser dadurch zusammenhält, dass er stets seine eigene Erfahrung in all den verschiedenen Regionen schildert und von ihr ausgehend beschreibt, auf früheres zurückgreift, erklärt, Machtverhältnisse abwägt, gelegentlich auch Prognosen stellt oder urteilt.

Soweit es einen gemeinsamen Nenner bei diesen Begegnungen gibt, ist es nicht eigentlich die «islamische Revolution», wie ein Untertitel verspricht, sondern mehr der Islam an sich in seinen verschiedenen Erscheinungsformen und Existenzkämpfen,

hier oder dort in der Tat als «islamische Revolution», doch an anderen Orten und zu anderen Zeiten mehr als tief eingepprägter Lebensstil, mehr konservativ als revolutionär, und an noch anderen Orten vorübergehend von irgendwelchen sich «modern» gebenden, laizistisch ausgerichteten Massenparteien und Militärmachthabern überspült.

Es liegt in der Natur eines solchen Panorama-Buches, dass es mehr schildert als eindringt, die Wiedergabe der bunten Vielfalt dieser so unterschiedlichen Welt ist seine Stärke; die Bewohner jener Welt, die Muslime selbst mit ihren Problemen, kommen bloss insofern zu Wort, als sie sich dem Erklärer und Führer, Scholl-Latour, unübersehbar aufdrängen. Er selbst macht sich nie ganz von der Fernseh-situation frei, in der ein Mann, der die Sache kennt, mit dem Mikrophon in der Hand vor irgendeinem mehr oder weniger bunten Hintergrund steht und dem Zuschauer erklärt, was hier vor sich gehe. Gelegentlich tritt der Führer zurück, um Aktionsbilder «sich abwickeln» zu lassen. Doch vergisst er selten, mitzuteilen, wie er sie erhalten hat und welche Rolle er selbst und seine Freunde und Mitarbeiter bei der Jagd nach Informationen, Nachrichten, exotischen Bildern, die elektornisch ins Haus geliefert werden, gespielt haben. Dahinter steckt sogar

eine gewisse Philosophie, das persönliche Erlebnis und seine genaue Schilderung, so sagt der Verfasser, sei seiner Ansicht nach die ehrlichste Form der Berichterstattung – vermutlich weil diese Art der leicht selbstbespiegelnden Schilderung den Reporter, seine Eigenart und spezifische Lage, seine Voraussetzungen und Blickwinkel nicht ausser acht lässt, sondern miteinbezieht.

Islam als Grundwelle

Das Buch ist wertvoll als ein Handbuch des Erschauten. Der Islam erscheint nur als eine Art Grundwelle, mächtig und indifferenziert, die anzuschwellen scheint. Von der spezifischen Problematik des heutigen Islams erfährt man wenig. Abraham wird oft bemüht; Koranverse kommen vor; doch die Frage, wie sich die Muslime mit der heutigen Welt abfinden, die viel mehr vom Westen her auf sie zukommt, als sie ihrer eigenen Lebensweise und Tradition entstammt, wird kaum je berührt; nicht einmal in den iranischen Kapiteln, obwohl dies das Grundproblem ist, von dem sich die ganze iranische Revolution herleitet.

V. S. Naipaul² interessiert sich gerade für dieses Problem. Das ist kein Zufall; er ist in gewissem Sinne ein Innenseiter; zwar kein Muslim, jedoch ein Mann, der aus einem Drittwelt-Hintergrund stammt und sich aus diesem aufs Niveau der Ersten, westlichen, Welt hochgearbeitet hat. Er ist im Verlauf dieses Prozesses zum «Atheisten» und zu einem erstklassigen Stilisten der englischen Sprache geworden. Dies, nebenbei, ist ein Grund dafür, ihn womöglich nicht in

der deutschen Übersetzung, sondern im englischen Original zu lesen. Die Übersetzung hätte vielleicht in einigen Einzelheiten besser gearbeitet werden können, doch muss man der Übersetzerin zugute halten, dass gerade das wichtigste stilistische Mittel, das Naipaul in fast all seinen Büchern gebraucht, ins Deutsche nicht übernehmbar ist. Naipaul verwendet das improvisierte Englisch von nicht Englisch sprechenden Menschen der Dritten Welt. Er lässt sie in den Konversationen mit ihrer eigenen, oft unkorrekten Sprache zu Wort kommen. Manchmal gelingt es einem der improvisierten Englisch hervorbringenden Personae, die Dinge ihrer Welt in ihrer besonderen Sprache klarer zu treffen, als sie in korrektem Englisch fassbar wären. Im Deutschen gibt es keine vergleichbare vereinfachte oder «nativisierte» Sprache.

Blick auf den «Islamismus»

Naipaul reist offensichtlich mit der Absicht, Gesprächspartner zu finden und ihren Vorstellungen nachzuspüren. Er tut seinen Partnern die Ehre an, sie kritisch anzuhören. Ihre Widersprüche und Inkonsistenzen werden keineswegs verschwiegen. Sie werden besonders in den ersten Teilen des Reisebuches herausgestellt, wo es um Iran und Pakistan geht. Beide Länder und ihr jeweiliger Islam fordern Naipaul zur Kritik geradezu heraus. Später, weiter im Osten, in Malaysia und Indonesien, wird er geduldiger und zeigt mehr Einfühlung; auch wenn er mit Fundamentalisten zu tun hat, von denen er weiss: wenn sie zur Macht kämen, würden auch sie ein «abstrak-

tes», wie er es nennt, man kann es nachgerade ruhig sagen, totalitäres, Regime einrichten. Vielleicht sind die Menschen weiter im Osten wirklich lebenswerter? Der Rezensent ist nie so weit nach Osten gelangt. Vielleicht ist Naipaul, selbst indischer Abstammung (wenngleich in Westindien aufgewachsen), strenger mit seinen «Verwandten», besonders in Pakistan; weil man ihre Fehler ja leicht an sich selbst entdeckt und daher besonders scharf angreift.

Gewiss aber kommt als entscheidender Grund dazu, dass der Fundamentalismus verständlicher, sympathischer, erklärlicher ist, solange er nicht an die Macht kommt. In Pakistan regiert er auf dem Umweg über den Armee-general Zia ul-Haqq, und in Iran übt er eine totalitäre Macht aus, die einen jeden liberalen Besucher zur Auflehnung zwingt. In Malaysia und in Indonesien ist er die Ideologie einer Opposition, die ihn nicht ganz ohne Gefahren weiterverbreitet. Im Gespräch mit ihren Trägern fällt es dem Besucher offensichtlich viel leichter, zu verstehen, was es ist, das sie zum fundamentalistisch verstandenen «revolutionären» Islam treibt. Ihre Nöte treten hervor, wo bei den herrschenden Typen die Selbstbefriedigung und die ideologie-induzierte Selbstsicherheit den Vorrang genießen.

Was sind diese Nöte? Naipauls Gespräche sind geradezu Anthologien des immerwiederkehrenden Grundthemas von der westlichen Verlockung, Übermacht, Anziehungskraft; damit auch von Desorientierung, Entwurzelung, gegen die sich die Fundamentalisten zur Wehr setzen wollen, indem sie sich in den Panzer einer islamistischen Ideologie hüllen, dort eine idea-

lisierte und wenig wirkliche Bleibe suchen. «Schmarozerisch» nennt sie Naipaul an einer Stelle, wobei es die radikal rückwärts gewandte Tradition der islamischen Gelehrsamkeit notwendigerweise mit sich bringt, dass man in der Zeit des Propheten, in seinem Vorbild, in dem ihm offenbarten Wort Gottes, das der Koran enthält, die absoluten, wortwörtlich für gültig gehaltenen Massstäbe findet, die es aus Glaubensgründen erlauben *müssen*, die heutige Welt zu meistern.

Naipaul sucht orthodoxe und heterodoxe Gemeinschaften auf, in Iran, in Pakistan, in Indonesien, von denen erwartet werden kann, dass sie ihren Glauben ernsthafter leben als die mehr oder minder verwirrten Grossstadtbewohner, oft vor einer Generation vom Lande gekommen, oder selbst noch im Dorf aufgewachsen, die zunächst seine typischen Gesprächspartner abgeben. Doch weder die Lehrer und Schüler in ihren Sonderkolonien, noch die islamischen Intellektuellen und Halb-Intellektuellen, die in Gruppen oder als Einzelgänger ihren Weg durch die verwirrende Welt der heutigen Zeit und der islamischen Idealvorstellungen suchen, bestehen vor Naipaul. Manchmal, vor allem im Osten, empfindet er Sympathie mit ihnen und ihren inneren Schwierigkeiten; andere Male, besonders auf dem indischen Kontinent und in Iran, sieht er sie als aufgeblasene Ballons, denen er durch seine blosse Beschreibung Nadelstiche versetzt. Doch nirgends will ihm scheinen, dass seine Gegenüber, so sehr er nach wirklich interessanten Gesprächspartnern forscht, tatsächlich ihren Weg gefunden hätten.

Natürlich gibt es viele, die ihm dies

versichern. Oft geht schon aus der Art, wie sie dies tun, hervor, dass sie in Wirklichkeit schwanken; sich selbst etwas einreden wollen; krampfhaft an etwas festhalten, das sie als Stütze benötigen, weil sie sonst Schwindel ergreife. Der Besucher stellt immer wieder Symptome von Abschlüssung und Einigelung fest. Er lässt sich nicht weiter über sie aus, aber braucht seine feinen stilistischen Mittel, um durchblicken zu lassen, wie klar er sie sieht. Die westliche Welt wird bewusst oder unbewusst verzeichnet und verteufelt, weil man sich gezwungen glaubt, ihr Widerstand zu leisten. Die Armut, in die man sich einschliesst, ist nicht bloss materiell, sondern oftmals auch geistig; man gibt sich ihr hin, weil man die Reiche Welt, die es im Westen gibt und die ihre Fangarme lockend nach dem Osten ausstreckt, nicht meistert – so will es wenigstens dem kritischen Reisenden in seinen herberen Stimmungen scheinen.

Sich in die Wüste zurückzuziehen, weil man glaubt, es zu *müssen*, oder weil man zu finden hofft, das man nur dort erreichen kann, sind zwei völlig verschiedene Haltungen; die eine stammt aus der Furcht von einer andrängenden, fremden Welt, die man nicht beherrscht und deren Verlockung man widerstehen will; die andere entspringt aus der Suche einer Gabe, einer Kommunikation, der man nur in der Abgeschiedenheit nachspüren kann.

Beides mag man Askese nennen; doch die eine ist negativ, ausschliessend, furchtbedingt; die andere mutig, Voraussetzung eines geistigen Abenteuers. Die zweite hat es Jahrhunderte lang gegeben, das geht aus vielen literarischen Zeugnissen hervor. Doch

Naipaul scheint trotz seines Suchens stets nur die erste zu finden.

Ist der Islam seit seiner «Renaissance», der vielbesprochenen *Nahda* vom Jahrhundertanfang, so sehr verarmt? Durch diese «Renaissance», die alle Mystik verbannte, weil sie der «folkloristischen Zusätze» zur reinen Lehre verdächtig war? Oder hat sich Naipaul, der sich von Fundamentalisten zu Fundamentalisten weiterempfehlen liess, in den falschen Kreisen bewegt? – Beide Antworten dürften teilweise zutreffen. Es ist in der Tat aus den angedeuteten Gründen der Überfremdung der Fall, dass der heutige Islam, besonders in Grossstädten und speziell unter den Gläubigen, die Fremdsprachen sprechen, stark fundamentalistische Beimischungen zeigt, wenn er sich nicht völlig der islamistischen Ideologie statt der islamischen Religion überantwortet. Der Druck ist daran schuld, den die moderne Welt technologischer Ausprägung und westlicher Wurzeln auf die Dritte Welt ausübt. Doch dürfte auch zutreffen, dass die islamische Religion im Gegensatz zur islamistischen Ideologie viel weniger von sich redet; in vielen Fällen schon, weil ihr die Fremdsprache fehlt. Sie ist sich selbstverständlich, so dass sie sich – im Gegensatz zur Ideologie – nicht bereden und überreden muss. Ihr Dialog richtet sich nicht in die Breite, sondern strebt in die Höhe, wo sie Antworten sucht und – immer noch – findet.

So ist die Reise zu den Gläubigen, die Naipaul im Untertitel verspricht, weitgehend eine Reise zu den Islamisten geworden, von denen man sagen kann, dass sie glauben wollen, indem sie ihre Religion unter dem

Druck der westlichen «Weltzivilisation» in eine Ideologie verwandeln; die Begegnung mit der «Islamischen Revolution» hingegen, die Scholl-Latour anstrebt, enthüllt sich umgekehrt als ein stark Ich-bezogener Streifzug und Augenschein durch die bunte Vielfalt der weiten islamischen Welt.

Arnold Hottinger

¹ Peter Scholl-Latour: Allah ist mit den Standhaften. Begegnungen mit der islamischen Revolution. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1983. – ² V. S. Naipaul: Among the Believers, An Islamic Journey. André Deutsch, London 1981. Deutsch: Eine islamische Reise, Unter den Gläubigen. Aus dem Englischen von Karin Graf. Kiepenheuer & Witsch, Köln 1982.

Schnittpunkte der Kulturen

«In der islamischen Weltsicht teilt sich die Menschheit massgeblich in das Haus des Islam (Dar al-Islam) und das Haus des Krieges (Dar al-Harb). Das eine besteht aus all jenen Ländern, in denen das Gesetz des Islam herrscht, umfasst also weitgehend das moslemische Reich; das andere ist die übrige Welt.»

Dieser Hinweis im Buch des grossen Orientalisten Bernard Lewis («Die Welt der Ungläubigen; Wie der Islam Europa entdeckte»¹) mag auf Anhub beim Leser Kulturhochmut auslösen: Wie simpel sahen (und sehen vielleicht heute noch?) die Menschen des Nahen Ostens doch unsere Welt!

Wer in sich einen solchen Reflex erkennt, der sollte den Versuch machen, sich einmal in eine neutralisierte Sphäre zwischen West und Ost zu versetzen und sich einen Überblick zu dem verschaffen, was heutzutage im Westen über die Welt des Nahen Ostens publiziert wird. Ein solcher Betrachter käme wohl zu einer erschreckenden Schlussfolgerung: auch bei uns strotzt es von Publikationen voller

simplifizierender Denkmuster. Sie sind oft nicht differenzierter als die von Bernard Lewis zitierten aus der Sicht des Islam. Wer's nicht glaubt, der nehme zum Beispiel Barbara Tuchmans «Bibel und Schwert»² zur Hand und schlage Seite 262 auf: «Der Zusammenbruch (gemeint ist jener des Türkischen Reichs im Jahr 1918, die Red.) befreite Palästina aus jahrhundertelanger Vernachlässigung durch die Moslems.» Ein paar Seiten später erfahren wir, dass der Engländer Laurence Oliphant als Berater des türkischen Sultans einen Plan zur Lösung der demographischen Probleme in Nahost ausgearbeitet hatte: «Das Problem der vorhandenen arabischen Bevölkerung löste er mit leichter Hand. Die kriegerischen Beduinen könnten vertrieben, die arabischen Kleinbauern befriedet und wie die kanadischen Indianer in ‚Reservaten‘ untergebracht werden. Andernorts könne man sich, wie Oberst Conder vorgeschlagen hatte, der Fellachen als Arbeitskräfte unter jüdischer Anleitung bedienen.»

Dazu der Kommentar der Autorin:

«*Oliphants Prognose war vielleicht zu optimistisch. (...) Er scheiterte an seiner Zeit. In England, wo die anti-imperialistischen Liberalen Disraeli abgelöst hatten, zeigte niemand Interesse.*»

Doch zurück zu jenen differenzierteren Werken, die sich darum bemühen, fremde Wertvorstellungen als ebenso legitim anzuerkennen wie die eigenen. Dazu zählt das bereits zuvor zitierte Buch von Bernard Lewis, dazu gehören aber auch Publikationen wie «*Jerusalem*»³ von Gerhard Konzelmann und «*Persien*»⁴ von Gerhard Schweizer.

*

Bernard Lewis, Professor of Near Eastern Studies an der Princeton University, USA, hat in das Aufspüren, Interpretieren und Übersetzen von Originaldokumenten islamischer Autoren, die sich mit der «Welt der Ungläubigen» auseinandersetzten, runde 25 Jahre investiert. Doch weit gefehlt, Lewis hätte nun ein hochspezialisiertes Werk für ein wissenschaftlich interessantes Zielpublikum geschrieben! Sein Buch ist informativ, unterhaltsam und voller Überraschungen zugleich. Lewis zeichnet nämlich eine Entdeckungsgeschichte auf, die sich wie ein Spiegelbild zu der uns gewohnten, eigenen Geschichte ausnimmt. Da sind nun die Europäer plötzlich nicht mehr die Erforscher fremder Länder und Völker, sondern sie selbst sind der Gegenstand der Beobachtung. Und sie werden nicht als Alleswissende und Weise geschildert, sondern als exotische Barbaren, deren seltsame Umgangsformen das Interesse von Reisenden und später von Diplomaten aus den islamischen Ländern erregen. Die

Schlacht von Tours und Poitiers wird nicht aus der Perspektive Karl Martells, sondern aus jener der Araber beschrieben.

Der kulturelle Austausch war meistens eine Einbahnstrasse: da die islamischen Araber ihre Kultur als überlegen gegenüber jener des Westens betrachteten, sahen sie keinen Sinn im Erlernen einer fremden Sprache – diese Aufgabe wurde, weil man ohne Übersetzer ja nicht auskam, meistens christlichen Arabern oder Ausländern überantwortet. Und die Beschäftigung mit der europäischen Kultur durch jene islamischen Araber, welche das Unglück hatten, von ihrem Herrscher als Geschäftsmann oder Gesandter in den Westen geschickt zu werden, sahen meistens nur die kuriose, absonderliche Seite in den kulturellen Äußerungen der «Barbaren».

Man legt das Buch Bernard Lewis' mit lächelnder Nachdenklichkeit zur Seite: was ist schon unsere westliche Normalität? Hätten unsere Wertvorstellungen, gemessen an einer Kantischen absoluten Instanz, mehr Bestand als jene des Orients? Wir könnten wohl mit einigem Recht behaupten, dass unsere Zivilisation dem Individuum im allgemeinen mehr Rechte einräumt, dass sie, und das scheint uns heute ja besonders wichtig, die Freiheit der Wahl lässt – wobei wir in Kauf nehmen, dass Freiheit gekoppelt ist mit Unsicherheit.

Bis zum Offenbarwerden jenes Phänomens, das man als Re-Islamisierung oder Islamische Renaissance bezeichnet, ging der Westen allgemein davon aus, dass die Vorrangigkeit der Freiheit gegenüber der gesellschaftlichen Sicherheit so etwas wie eine allgemein menschliche Wertvorstel-

lung sei. Erst Khomeinis Revolution im Iran belehrte uns eines Besseren: der Erfolg des Ayatollah bewies, dass für Millionen von Menschen der Verlust individueller Freiheit nicht allzu viel zählt gegenüber jenem Gewinn an Sicherheit, der dadurch erreicht wird, dass man den Parolen des geistlichen Führers folgt – tut man das, so ist man nicht länger im unklaren darüber, was erlaubt und was verboten ist, was ins Paradies und in die Hölle führt.

*

Gerhard Schweizer hat sich intensiv mit Persien befasst. Seine Darstellung beginnt bei Zarathustra und endet bei Khomeini. Auch dieses Buch, wie jenes von Bernard Lewis, eröffnet einige ungewohnte Perspektiven. Schweizer zeigt Kontinuitäten auf, die man immer wieder übersehen will, etwa im Bereich der Ausstrahlung der Philosophie des Zarathustra auf einen Teil der jüdischen Geschichte und Kultur, auf das Christentum und auf den Islam. Er schildert anderseits die Differenzen zwischen den Sunniten und den Schiiten innerhalb des Islam als Resultat einer «Persifizierung» eines Bereichs des Islam: *«Die Schiiten dachten ‚persisch‘, auch wenn sie von Geburt Araber waren. Sie stellten viel höhere Ansprüche an das Amt des Herrschers als die Sunniten. Ein Kalif konnte ihrer Meinung nach die richtige Auslegung eines Koranverses nicht der endlosen Diskussion von Theologen überantworten. (...) Sie erwarteten letztlich von dem neuen Oberherrn die Autorität eines Gottkönigs.»*

Und auf noch etwas weist Schweizer hin, was sonst meistens übersehen wird: auf die sozialkämpferische Kom-

ponente in der Glaubensrichtung der Schiiten. Sie lässt sich zurückverfolgen bis ins neunte Jahrhundert, und sie findet sich, wenngleich verzerrt, auch bei Khomeini wieder: auch sein Machtapparat gibt sich als Interessenvertretung der Geknechteten aus – wobei die Gegner dieser Unterprivilegierten freilich nicht mehr im eigenen Lande erkannt werden, sondern in der Verkörperung des «Grossen Satans», des Westens mit seiner Technologie und seiner technischen Macht. Schweizers Schlussfolgerung: *«Schiiten wie Sunniten haben begonnen, sich gegen den übermächtigen Einfluss der westlichen Industriegesellschaften zu wehren, sie wollen zurück zu den Wurzeln ihrer eigenen Kultur. Diesen Prozess wird niemand aufhalten können, und es wäre auch unklug, in solchen Zielen der Moslems langfristig einen Nachteil zu sehen. Im Gegenteil: Ein wieder erstarkter Islam könnte wesentliche Beiträge zu einer blühenden Weltzivilisation liefern, so wie es vor Jahrhunderten auch geschehen ist. Aber in einer solch aufstrebenden Kultur hätten Männer wie Khomeini keine Chance. Sie sind zu eng, zu intolerant, sie tragen noch viel zuviel Merkmale jener Epoche an sich, als der Islam in geistigen Provinzialismus abgesunken war.»*

Hier verallgemeinert der Autor Schweizer vielleicht etwas undifferenziert. Er übersieht vor allem, dass Khomeinis selbstformulierte Gedanken, die Anweisungen für den Alltag zum Beispiel, nur einer von mehreren ideologischen Bestandteilen der iranisch-religiösen Geisteswelt von heute sind und dass sie, um begriffen zu werden, im Kontext auch der Arbeiten von Bazargan, Bani Sadr und Ali

Schariat verstanden werden sollten. Darauf hat u. a. der französische Iran-Kenner *Yann Richard* hingewiesen, dessen Buch über die Geschichte des Schiismus jetzt auch in deutscher Sprache unter dem Titel *«Der verborgene Imam»*⁵ vorliegt. Er gelangt zur Schlussfolgerung, dass der Islam, nicht zuletzt aufgrund der Ideologie Schariatis, *«die Religion des anti-imperialistischen Kampfes»* geworden sei – und Richard schildert im übrigen mit viel Klarheit jenen unlösbaren Konflikt, in dem sich der Schiismus und damit die Herrschaft im Iran befindet: in der Zeit der Abwesenheit des Imam kann es eigentlich keine legitime Herrschaft geben, ja selbst eine religiös begründete Herrschaft steht in Gefahr, von einer dissidenten Gruppe unter Berufung auf den Imam in Frage gestellt zu werden.

*

Unter dem Titel *«Jerusalem, 4000 Jahre Kampf um eine heilige Stadt»* beginnt *Gerhard Konzelmann* mit einer, in diesem Fall wohlthuenden Breite, bei der Schilderung der frühesten Besiedlung jener Stelle, an der Jerusalem entstehen sollte. Er beschreibt die Wanderung jener Nomaden, die als Hebräer bezeichnet werden (wobei er historisch ein wenig rasant vorgeht: der herausragende jüdische Historiker *H. H. Ben-Sasson* zeichnet in seiner *«Geschichte des jüdischen Volkes»*⁶ manches etwas anders nach), aber Konzelmann gewinnt im Verlauf des Buchs so viel an Tempo, dass einige wesentliche Episoden in der Geschichte Jerusalems nur noch in extremer Verkürzung zur Darstellung gelangen.

Dazu zählt die Behandlung der Frage, wie es zur Bedeutung Jerusalems als zweitwichtigster Stadt im Islam gekommen ist. Konzelmann weist zu Recht darauf hin, dass die Macht im Bereich des Islam sich bald nach Mohammed in Richtung Damaskus verschoben hatte und dass ein Damaskus naheliegendes Zentrum mit religiösem Gehalt aus politischen Gründen erwünscht war. Er berührt (und das ist bedauerlich) andererseits nur mit Stichworten die Bedeutung Jerusalems für die islamische Mystik (will man darüber etwas erfahren, so zieht man am besten *Annemarie Schimmels* Werk *«Mystische Dimensionen des Islams»*⁷ bei. Immerhin bleibt Konzelmann bei jener Koran-Zitierung korrekt, in der von der Himmelfahrt des Propheten die Rede ist und die sich angeblich auf Jerusalem bezieht. Das zu erwähnen ist notwendig, denn es gibt ja, auch in deutscher Sprache, Koran-Übersetzungen (wie jene, die 1979 in achter Auflage im Goldmann-Verlag erschienen ist) mit haarsträubenden Sinnverfälschungen. Der Koran erwähnt Jerusalem niemals namentlich, sondern spricht nur von einer *«weit entfernten Moschee»*, deren Umgebung Allah gesegnet habe.

Hier steht: *«Lob und Preis sei Allah, der seinen Diener bei Nacht vom nahen Ort der Anbetung zum weit entfernten Ort der Anbetung geführt hat, deren Umgebung wir gesegnet haben.»* In der Goldmann-Ausgabe steht ohne Umschweife: *«Lob und Preis sei ihm, der seinen Diener zur Nachtreise vom heiligen Tempel zu Mekka zum fernen Tempel von Jerusalem geführt hat.»* Korrekt, aber knapp schreibt Konzelmann: *«Als ,naher Ort der Anbetung‘ wurde von*

den Gläubigen, die mit Mohammed lebten, die Kaaba in Mekka verstanden; als ‚weit entfernter Ort der Anbetung‘ haben die Gläubigen Jerusalem begriffen. Der Surentext verleitete zur Interpretation. Im Jahre 691, als der Kalif Abdelmalik Ibn Marwan den Bauauftrag zum Felsendom erteilte, da hatten die Gläubigen keinen Zweifel daran, dass Mohammed tatsächlich auf seinem Pferd Al Burak (der Blitz) in einer Nacht des Jahres 621 durch die Luft nach Jerusalem geritten sei.»

Wenn der Anspruch des Islam auf Jerusalem sich nur auf Interpretationen und Legenden gründet, so ist er es doch, der Zündstoff im Nahen Osten liefert. In der Sicht der radikal ausgelegten Gläubigkeit eines Aya-

tollah Khomeini ist Jerusalem nicht weniger als der Schnittpunkt zwischen der Welt der Gläubigen und der Welt der Ungläubigen.

Erich Gysling

¹ Bernard Lewis: «Die Welt der Ungläubigen» (Propyläen Verlag, Berlin). –

² Barbara Tuchmann: «Bibel und Schwert» (S. Fischer Verlag, Frankfurt). – ³ Ger-

hard Konzelmann: «Jerusalem, 4000 Jahre Kampf um eine heilige Stadt» (Verlag Hoffmann und Campe, Hamburg). –

⁴ Gerhard Schweizer: «Persien» (Verlag Econ, Düsseldorf). – ⁵ Yann Richard:

«Der verborgene Imam» (Verlag Klaus Wagenbach, Berlin). – ⁶ H. H. Ben-Sasson:

«Geschichte des jüdischen Volkes» (Verlag C. H. Beck, München). – ⁷ Annemarie

Schimmel: «Mystische Dimensionen des Islams» (Qalandar Verlag, Aalen).

Amerikanische Aussenpolitik im Werden

«Prévoir le Présent»

Wer Gesetze und Würste gern hat, sollte nicht zuschauen, wie sie gemacht werden, heisst ein alter Spruch. Dieser gilt auch weitgehend für die Diplomatie und die Aussenpolitik. Man denke etwa an die Gelder, welche Friedrich von Gentz oder Talleyrand einsteckten. Heute muss das Ende der Amtszeit abgewartet werden, bevor man sich bereichert. Dazu sei in Erinnerung gerufen, dass in den Vereinigten Staaten der Staatssekretär sowie einige Inhaber von wichtigen Diplomatenposten nicht mit Salär und Spesenvergütungen auskommen vermögen. Eine lukrative Stelle in einem Anwaltsbüro, bei einer

Stiftung oder als «Consultant» stopft später die Lücken.

Alexander Haig hat kürzlich die Formulierung der Aussenpolitik während seines Gastspiels als Staatssekretär aus der Perspektive des Wurstfabrikanten beschrieben. Schon am Tage der Inauguration Präsident Reagans hatte Haig in einem langen Memorandum die Kompetenzen in der Aussenpolitik im Detail abzugrenzen gesucht und sich – wie er später einmal erklärte – als «Vikar» des Präsidenten den Vorrang sichern wollen. Er stiess jedoch auf den Widerstand der langjährigen Mitarbeiter Reagans, die diesem schon in Kalifornien zur

Seite standen als er den volkreichsten Einzelstaat als Gouverneur regierte. Den Stil, den sie und der Präsident pflegten und den sich auch der aus Texas stammende zivile Stabschef, James Baker, zu eigen machte, ist unformell, «laid-back» wie es in Kalifornien der Brauch ist, jedenfalls militärbürokratischen Schablonen fremd. Das heisst nicht, dass man im freundlichen Umgang nicht dem Gegner die Kehle abschneiden kann, aber das muss mit einem Lächeln, nicht mit Knurren geschehen.

Haigs «Geisterschiff»

Reagan hasst Konfrontationen. Er sucht ihnen mit einem Scherz zu entgehen. Gelingt ihm das nicht, dann verschwindet der überreizte und deshalb unliebsame Mitarbeiter bald aus der Umgebung des Präsidenten. Nicht nur bei Reagan, sondern ganz allgemein, droht man selten mehr als ein einziges Mal mit Erfolg den Rücktritt an; das zweite Mal wird er meistens angenommen. Reagan akzeptierte Haigs Demission schriftlich, bevor dieser sein angedrohtes Rücktrittsschreiben abgefasst hatte.

Haig, den man mit allen bürokratischen Wassern gewaschen glaubte, nachdem er zuerst unter dem Grossmeister im Infighting, Henry Kissinger, und dann als ziviler Stabschef Präsident Nixon gedient hatte, vermochte nicht, den richtigen Ton mit Reagan zu finden oder sich auch nur direkten Zugang zu diesem zu verschaffen. Der Staatssekretär schien sich in seiner Ungeduld nicht immer bewusst zu bleiben, wer eigentlich Präsident ist. Falls Haig eine originelle

aussenpolitische Strategie verfolgte, bleibt diese hinter den Schilderungen seiner Zänkereien mit dem Weissen Haus in seinem Buch¹ gut versteckt.

Sein Nachfolger, George Shultz, versteht sich besser mit Reagan, obwohl Tip O'Neill, der Vorsitzende des Repräsentantenhauses und de facto Dirigent der Demokratischen Partei, ihm vorwirft, er vermöchte nicht, in einem Säuglingsheim Windeln zu verkaufen. Kissinger hatte sich nicht nur gegen die Bürokraten im Weissen Haus und im Staatsdepartement durchgesetzt, wobei er nicht wenige «Leichen» und Verletzte am Weg zurückliess, sondern er hatte seinen Präsidenten, Nixon und Ford, immer Ideen zur Taktik und Strategie der Aussenpolitik geliefert, und zwar nicht erst nachträglich in seinen Memoiren.

Haig kommt das Weisse Haus vor wie ein «mysteriöses Gespensterschiff», ein Fliegender Holländer, bei dem man nicht weiss, wer das Steueruder hält. Haig ist mit seinem Buch hervorgeschossen, während der Präsident, dem er diente, noch im Weissen Hause arbeitet. So rasch hat sich keiner seiner Vorgänger an die Öffentlichkeit gewandt. Haig zeigt ein wirkliches Problem auf, das unter jedem Präsidenten wieder auftaucht, allerdings in verschiedener Form: die Formulierung der Aussenpolitik wird durch diffuse Kräfte beeinflusst. Als Faustregel gilt jedoch, dass nichts entschieden ist, bevor der Präsident selbst gesprochen hat.

Nationaler Sicherheitsrat gegen Staatsdepartement

Franklin D. Roosevelt liebte es, seine Berater gegeneinander auszuspielen.

Nixon erhob Kissinger zu seinem bevorzugten Ratgeber. Harry Truman versuchte Ordnung in das Verfahren zu bringen, indem er den National Security Council schuf. Dieser sollte die verschiedenen Ströme von Ideen und Interessen kanalisieren und eine Synthese zuhanden des Präsidenten ausarbeiten, ohne eine eigene Politik zu befürworten. In diesem Sinne funktionierte der Nationale Sicherheitsrat noch unter Eisenhower. Aber John F. Kennedy hegte ein Misstrauen gegenüber dem Staatsdepartement, das ihm zu schwerfällig und zu phantasielos erschien. Seit dieser Zeit errangen sich die Leiter des Nationalen Sicherheitsrats eine Sonderstellung und traten in Konkurrenz zum Staatssekretär, obwohl dieser rechtens der alleinige Direktor der Aussenpolitik unter dem Präsidenten wäre. McGeorge Bundy, Walt Rostow, Henry Kissinger, Brent Scowcroft, Zbigniew Brzezinski, und dann in rascher Folge Richard V. Allen, William P. Clark und Robert C. McFarlane besetzten diese Schlüsselstellung. Die meisten von ihnen standen in einem Spannungsverhältnis zum Staatssekretariat, wobei oft untergeordnete Beamte die Feuerchen schüren. Clark hat zwar das Innenministerium übernommen, aber er übt immer noch einen Einfluss auf den Präsidenten aus und übernimmt ausserpolitische Missionen. Er reitet einmal in der Woche mit Reagan aus; dabei werden die beiden kaum nur vom Wetter reden.

Lawrence Eagleburger, bis Anfang Mai Unterstaatssekretär für politische Angelegenheiten im Staatsdepartement und damit höchster Berufsdiplomat, fragt sich, ob überhaupt noch eine kohärente Aussenpolitik geführt

werden könne. In der Tat finden nicht nur Beobachter, sondern auch Präsidenten das Stimmengewirr undurchdringlich oder unverständlich, das da von allen Seiten aufsteigt. Im Weissen Haus selbst treiben sich zahlreiche Berater herum, von denen sich jeder zum Spezialisten für Aussenpolitik berufen fühlt – selbst ein Hamilton Jordan traute es sich unter Jimmy Carter zu. Dann findet sich in engen Räumen der National Security Council, in dem heute mehrere Dutzend Spezialisten dem Berater für Fragen der nationalen Sicherheit unterstehen. Anstatt bloss die Meinungen der mit der Aussenpolitik direkt beschäftigten Ministerien zu koordinieren, entwickelt dieser Stab von ehrgeizigen, meist jungen Leuten eigene Theorien. So wie der National Security Council zusammengesetzt ist, bildet er ein eingebautes Gegengewicht zum Staatsdepartement.

Dieses ist mit der Führung der Aussenpolitik beauftragt. Aber eine Einheit der Ansichten ist dort nicht immer leicht herzustellen. Wie in den andern Ministerien besteht auch dort der Unterbau der Bürokratie vorwiegend aus Demokraten, die nicht selten andere Gedankengänge entwickeln als die ihnen vorgesetzten Republikaner. Noch unter Nixon und Ford war es schwer, unterhalb der dünnen Schicht, die vom Sekretär (Minister) bis zum Assistenzsekretär hinunterreicht, Republikaner zu finden. Doch plötzlich trug eine konservative Welle Ronald Reagan ins Weisse Haus und gleichzeitig eine im Vergleich zu früheren Jahren breitere Schicht qualifizierter Führungskräfte. Die Übermacht der Demokraten auf den Stufen des Civil Service, von

denen der Präsident sie nicht entfernen kann, zeigt sich bei den Wahlen in der Bundeshauptstadt und ihren Vororten in Maryland und in Virginia und auch in den Auflagen der in diesem Bereich gelesenen Zeitungen.

Verteidigung und Spionage

Im National Security Council sollten die oft widerstreitenden Interessen und Wünsche der verschiedenen Ministerien ausgeglichen oder zu einer für die Entscheidung des Präsidenten geeigneten Form vorgebildet werden. Hier kommt neben dem Staatsdepartement in erster Linie das Verteidigungsministerium zur Sprache. Dieses führt ein besonders gewichtiges Wort in Debatten über die Rüstungskontrolle und Abrüstung; denn das dafür eigens gebildete Amt ist zwar dem Staatsdepartement unterstellt, entscheidet jedoch nicht in letzter Instanz. Ferner nimmt jeder Schritt zur Aufrüstung eine aussenpolitische Bedeutung an, ebenso natürlich die Militärhilfe an fremde Länder. In den Verhandlungen der Vereinigten Staaten mit der Sowjetunion und in den Massnahmen gegen den Transfer von Produkten der hochentwickelten Technik hat das Verteidigungsministerium, vor allem mit Caspar Weinberger, dem Minister, und seinen Mitarbeitern Unterstaatssekretär Fred Charles Iklé und Assistenzsekretär Richard Perle einen harten Kurs eingeschlagen.

Aber auch das Verteidigungsministerium bildet nicht immer eine einheitliche Front. Es waren die Generäle, die durch die Joint Chiefs of Staff Vorbehalte gegen die Engagements in Zentralamerika und in Li-

banon anmeldeten. Sie befürchten, dass sie in Operationen hineingezogen werden könnten, die von einer einflussreichen und wortstarken Minderheit oder gar einer Mehrheit missbilligt werden könnten, wie sie das im Vietnamkrieg erlebt hatten.

Der «Director of Central Intelligence» trägt seine Informationen zu der Diskussion bei. Ein Aktivist wie William J. Casey, der schon während des Zweiten Weltkriegs Spionageexpeditionen in Deutschland organisiert hatte, befürwortet Geheimaktionen, wie diejenigen der «Contras» gegen Nicaragua. Seine Informationen bleiben nicht immer unbestritten; denn das Staatsdepartement, das Verteidigungsministerium und die Ministerien der Armee, der Kriegsmarine und der Luftwaffe verfügen über eigene Quellen.

Schliesslich kostet das alles Geld, und damit wird das Schatzamt auf den Plan gerufen. Seine Leiter kämpften jahrelang um einen festen Sitz im National Security Council; Ronald Reagan scheint diesen nun seinem Ministerium gesichert zu haben. Da ist kein einziges Ministerium, das nicht gelegentlich aussenpolitische Interessen anmeldet oder wegen Eskapaden jenseits der Grenzen zur Ordnung gerufen wird. Das Landwirtschaftsministerium liefert gewaltige Mengen von Agrarprodukten an die Sowjetunion und die meisten Entwicklungsländer. Das Energieministerium überwacht den Import von Erdöl, und es stellt die Nuklearsprengköpfe her. Das Erziehungsministerium unterhält Schulen im Ausland. Das Innenministerium sollte die Verschmutzung von Luft, Wasser und Erde diesseits und jenseits der Grenzen ver-

hindern. Niemandem ist es in den Vereinigten Staaten gelungen, alle aussenpolitischen Aktivitäten aller Ämter und Ministerien unter eine Führung zu bringen. Selbst der Präsident und sein Stab vermögen nicht alle Winkel der Verwaltung zu kontrollieren.

Couve de Murville, der länger als jeder andere Aussenminister seit Vergennes (unter Louis XVI) die Aussenpolitik Frankreichs leitete, vermochte einmal für kurze Zeit mit de Gaulles Autorität alle Aktivitäten sämtlicher Ministerien gegenüber dem Ausland unter seine Aufsicht zu zwingen. Das System hielt nicht einmal durch, bis Couve de Murville zum Premierminister ernannt wurde.

Kissinger hat in einem Interview als eine der Schwächen der amerikanischen Politik angeführt, dass diese in einem «adversary process» herausgebildet werde. Im besten Sinne wäre das ein dialektisches Verfahren, dessen Ziel und Ergebnis eine Synthese auf höherer Ebene wäre. In Wirklichkeit wird jedoch durch eine Reihe von Kompromissen der kleinste gemeinsame Nenner akzeptiert. Dieser Ausgleich der Gegensätze lässt sich in der Exekutive erkennen.

Mitsprache des Kongresses

In den letzten Jahrzehnten mischt sich der Kongress zunehmend in die Aussenpolitik ein. Oberflächlich betrachtet gilt kraft der Verfassung das Prinzip der Gewaltenteilung. Es wird jedoch nicht absolut verwirklicht, sondern durch das System der «checks and balances» ergänzt. Die Verfassung sieht eine Zusammenarbeit zwischen Legislative und Exekutive vor, so dass

kein Gesetz ohne Unterzeichnung des Präsidenten (oder nach Überwindung seines Vetos) in Kraft treten kann.

In der Aussenpolitik spricht die Legislative mit, indem der Senat die Ernennung von Botschaftern genehmigt oder ablehnt, indem er Staatsverträge gutheisst oder indem es der Kongress ist, der Krieg erklärt. Schliesslich verfügt der Kongress über die «power of the purse», d. h. er bewilligt die Kredite, die nötig sind, um die Aussenpolitik zu führen.

Wie in der Römisch-katholischen Kirche im Laufe der Geschichte das Pendel zwischen einem Vorrang des Konzils oder dem des Papstes hin- und herschlug, so ähnlich wechselt der bestimmende Einfluss zwischen Kongress und Präsident, was Woodrow Wilson in seinem Buch «Congressional Government» und in seinem Vorwort zur 15. Auflage, vor allem jedoch in seiner Tätigkeit als Präsident, zum Ausdruck brachte.

Die Aufsplitterung der Führungsfunktionen im Kongress lässt die autoritäre Leitung der beiden Häuser durch die Texaner Sam Rayburn im Repräsentantenhaus und Lyndon B. Johnson im Senat als «die gute alte Zeit» erscheinen. Zur Regierungszeit Trumans erklärte der republikanische Senator Vandenberg, die innenpolitischen Konflikte hörten am Meeresufer auf, und er leitete damit eine überparteiliche Politik gegenüber Europa – aber nicht gegenüber Ostasien – ein.

535 «Staatssekretäre» auf dem Capitol

Seit den siebziger Jahren splittern eine Reihe von Reformen die Kongress-

führung auf. Fast jedes Mitglied ist Vorsitzender und Minderheitsführer in einer Subkommission, nur wenige können der Versuchung widerstehen, sich gelegentlich in einer aussenpolitischen Debatte in den Vordergrund zu spielen. Nicht ganz zu Unrecht wurde festgestellt, der Kongress setze sich heute aus 535 Staatssekretären in Miniaturformat zusammen. Für jeden bestimmten Fall muss die Exekutive unter ihnen eine Mehrheit finden und dazu immer neue Koalitionen ad hoc zusammenfügen. Über diese Sisyphusarbeit beklagen sich die Leiter der Aussenpolitik; ihr zu entgehen vermögen sie nicht.

Die Zahl der Eingriffe des Kongresses in die Aussenpolitik reicht ins Unendliche. Erwähnt seien hier nur die Neutralitätsresolutionen der dreissiger Jahre, welche Franklin Roosevelt die Hände banden, die War Power Acts, die Verbote von militärischen Aktionen in Laos, dann in Kambodscha und schliesslich in Angola, sowie neuerdings der Beschluss des Repräsentantenhauses, der Regierung die Entsendung von Truppen nach El Salvador und Nicaragua zu untersagen, ausser nach einer Kriegserklärung durch den Kongress oder im Falle einer eindeutigen und unmittelbaren Gefahr für Bürger der Vereinigten Staaten oder ihr Eigentum.

Versuche der Präsidenten, das Einspracherecht des Kongresses zu umgehen, hat dieser erfolgreich unterbunden. Unzählige internationale Vereinbarungen wurden von der «administration» abgeschlossen, bis der Kongress die Forderung durchsetzte, dass nicht nur Staatsverträge, sondern auch sogenannte «executive agreements» der Genehmigung durch den

Senat bedürfen. Ausserdem unterzieht der Kongress das Budget des Staatsdepartements nun einem besonderen Appropriations- und Authorisationsverfahren, das unbeschränkte Zusatz- und Abänderungsanträge zulässt und zu manchem Kuhhandel zwingt. Reagan hat Teilerfolge erzielt mit der Berufung von überparteilichen Expertenkommissionen für schwierige Probleme.

Selbsternannte Berater

Nicht zu unterschätzen ist schliesslich der Einfluss der «Vierten Gewalt», der Massenmedien, die sich mit der öffentlichen Meinung identifizieren. Durch ihre Informationen und Kommentare greifen Zeitungen, Radio und Fernsehen in die aussenpolitischen Debatten ein. Sie sind auch der Schauplatz, auf dem sich durch das Mittel von Indiskretionen erbitterte Schlachten zwischen Vertretern verschiedener Meinungen und Interessen abspielen. Im Weissen Haus und im Staatsdepartement stammen die relevanten Indiskretionen fast ausschliesslich von den Spitzenleuten. Im Kongress beteiligen sich die Stäbe von Kommissionen und von einzelnen Repräsentanten oder Senatoren eifrig an dem harten Spiel. Über ihre Rolle berichten die Zeitungen selten; denn es gilt, die wichtigen Quellen zu schonen.

An der Peripherie wirken die zahlreichen «Think tanks» – die Forschungsinstitute – mit, von denen sich die meisten in Washington angesiedelt haben. Sie sind die Ausgangsstellungen für künftige hohe Regierungsbeamte oder die Auffangstellung für solche, die ihren Posten verloren haben. Mit

bestellten oder unbestellten Gutachten, mit Büchern, mit Diskussionsgruppen oder internationalen Konferenzen suchen sie, die Politik zu beeinflussen. Carter zog die halbe Redaktion der Zeitschrift «*Foreign Policy*» in seine Administration, wogegen Reagan zahlreiche Mitglieder des Center for Strategic and International Studies der Georgetown University für sich gewann.

Die Vorstufe zur Übernahme einer Beamtung bildet nicht selten die Anstellung als «Consultant», oft wohlbestallte Berater von Ministerien, die von den Lasten und Verantwortungen der Bürokratie befreit sind. Sie arbeiten im Auftrag einer Regierungsstelle und sind zu unterscheiden von den «Lobbyists», welche von aussen her im Auftrag bestimmter Interessenten, z. B. der Gewerkschaften oder von Industrien, Verwaltung oder Gesetzgeber zu beeinflussen suchen.

Die Forschungsinstitute sind eng verbunden mit Universitäten, von wo seit jeher ein Fluss von neuen Ideen oder alten in neuer Form ausströmt. Die Brücke der Forschungsinstitute hat manchem Akademiker den Übertritt zur Regierung erleichtert, ohne jedoch die Dauerfrustration wichtiger Teile der Intellektuellenschaft wegen ihres relativ geringen Einflusses auf die Politik zu beseitigen.

Zu viele Köche?

Ob die direkte oder indirekte Beteiligung so weiter Kreise an der Formulierung der Aussenpolitik deren Ge-

staltung fördert oder sie bremst, bleibt umstritten. Sind zu viele Köche da? Jimmy Carter versprach «*a government as good as the people*». Er nahm also an, dass das Volk besser sei als die Regierenden. Er unterliess es, näher zu umschreiben, was er mit «Volk» meinte. Schliesslich reduzierte sich seine versprochene Abstützung auf «das Volk» auf Popularitätshascherei. Auf Meinungsumfragen über aussenpolitische Probleme abzustellen, für die sich nur wenige interessieren und über die noch weniger Bürger informiert sind, gewöhnt sich jeder Präsident bald. Woodrow Wilson versprach, dass er dem Volk «open covenants, openly arrived at» bieten werde. Diese Politik mit aufgedeckten Karten liess er schon bei seinen beiden militärischen Interventionen in Mexiko fallen und erst recht in Versailles. Trotz der Verbreiterung der Basis der aussenpolitischen Information und der Debatte darüber bleibt Turgots² Feststellung unübertroffen: «*Ainsi nous apprenons toujours les événements trop tard et la politique a toujours besoin de prévoir pour ainsi dire le présent.*»

Hans E. Tütsch

¹ Caveat: Realism, Reagan, and Foreign Policy. Verlag Macmillan. New York 1984. Der Titel enthält ein Element von Selbstironie; denn Haig hatte einst im Senat erklärt: «I'll have to caveat my response, Senator» – eine gewiss ungewöhnliche Anwendung des lateinischen Wortes. – ² Zitiert nach Edgar Faure: *La Disgrâce de Turgot* (p. 9). Gallimard. Paris 1961.

Mittelmässigkeit als Staatsmaxime?

Der Aufbau der kantonalen Staatswesen nach dem Sturz des helvetischen Einheitsstaates von 1803 ist mit denkbar verschiedenen Formeln begründet und gefeiert worden. Aber so banal und hausbacken, wie die konstituierende Sitzung des Waadtländer Grossen Rates eingeleitet wurde, hat wohl kaum eine andere Würdigung der damals neuerrichteten kantonalen Staatswesen geklungen. Präsident Henri Monod erklärte: *«Mittelmässigkeit, glückliche Mittelmässigkeit – das ist die Bestimmung, welcher die Söhne eines Landes genügen müssen, das über so geringe Ressourcen wie das unsere verfügt, und genau so präsentiert sich die Lage der glücklichsten unter unsern Bürgern. Weitab von der Anmassung lächerlicher Standesunterschiede sei die Mittelmässigkeit das Los aller unserer Siedelungen zwischen den bezaubernden Ufergestaden und den vereisten Berggraten. Dann werden wir wahrhaft glücklich sein.»*

Vorweg sei erwähnt, dass «*médiocrité* – Mittelmässigkeit» erst um die Mitte des letzten Jahrhunderts auch einen abschätzigen Wortsinn erhielt. Damals erklärte Honoré de Balzac über Frankreich: *«Der Zentralismus kann niemals den Widerstand der Mittelmässigkeit brechen.»* Er sprach auch als erster von der Mediokratie, und das bedeutete nicht bloss die Herrschaft des Mittelstandes, sondern weit mehr noch das Vorwiegen von Menschen geringen Wertes. Wer die in Lausanne 1803 gesprochenen Worte richtig deuten will, muss sich auf den ursprünglichen, weniger abschätzigen Ton des Ausdruckes besinnen.

Widerstand gegen Anmassung

So gesehen, war Mittelmässigkeit zunächst eine weitgehend zutreffende Kennzeichnung der Waadtländer Realität. Der Historiker Edward Gibbon, welcher das Gebiet mit England und Rom vergleichen konnte, erklärte damals, dass es recht hübsche Häuser vorzuweisen habe: *«Wenn auch niemand ausnehmend reich ist, so lebt doch jedermann in angemessenen Umständen. Die ehrbare Mittelmässigkeit der Waadt . . .»* Ein Geschichtsschreiber aus unserer Zeit, Jean-Daniel Morerod, macht in einer Studie zur ersten Sitzung des Waadtländer Parlaments seinerseits darauf aufmerksam, dass Monod als Statthalter des Landvogts von Morges noch hatte erfahren können, wie die Prätentionen der bernischen Obrigkeit sowie der welschen Gerichts- und Grundherren bei den Untertanen auf wachsenden Widerstand stiessen. Als Präsident der helvetischen Verwaltungskammer für den Kanton Léman (1789 bis 1803) war er unter den engern Landsleuten wie auch in den zentralen Behörden von Aarau und Bern auf manchen ehrgeizigen Möchtegern gestossen, der für alle Schwierigkeiten eine eigene Patentlösung bereithielt und sich mit ihrer Hilfe zu einer Art Erstem Konsul aufschwingen wollte. In seiner programmatischen Rede von 1803 wies Monod auf Umfang und Gewicht der im Waadtland hängigen Fragen hin: *«Wer wagt es wohl, uns weiszumachen, er sei bereit und fähig, sie alle zu lösen? Sind die Talente der grossen Gesetzgeber der Antike, Lykurg und*

Solon, heute denn Gemeingut aller Politiker geworden? Hat nicht genau dieser Wahn dazu geführt, dass wir, mit Gesetzen überlastet und von einem System zum andern schwankend, an einen Abgrund geraten sind? Hütet Euch vor dieser Anmassung! Sie hat uns schon viel Elend bereitet und könnte uns schliesslich zugrunde-richten.»

Dieser Schluss der Eröffnungsrede zeigt, um es noch einmal deutlich zu sagen, dass Monod etwas durchaus Positives, Erstrebenswertes meinte, wenn er die «*médiocrité*» als Inbegriff der Staatskunst pries. Die Berufung auf die grossen Gesetzgeber der Antike lässt zudem vermuten, dass die Wahl gerade dieses Begriffes unter dem Einfluss von Aristoteles oder von Horaz (Carmina II, 10) erfolgte, welch letzterer die «*aurea medietas*» pries, welche den Schmutz der morschen Hütte ebenso meide wie den vielbeniedenen Prunk des fürstlichen Palasts.

Aber warum überhaupt die Konzentration alles Trachtens auf das Mittelmässige? Das hat nicht bloss mit dem Volkscharakter des Waadtländers zu tun, der damals wie heute unter den Westschweizern als «*bon garçon par excellence*» hervorragt. Vielmehr ergab es sich vorab aus der Zeitlage – aus dem Umstand, dass während und nach der Französischen Revolution zahlreiche Einzelne, besonders aber Napoleon I., rasch zu unumschränkten Diktatoren aufgestiegen waren und auch für die von Frankreich stark beeinflusste Waadt die Gefahr bestand, ein Politiker könnte versuchen, das Gebiet, gleich der alten bernischen Obrigkeit, nach grundlegend ändern als demokratischen Regeln zu regieren.

Einzelne Vorrechte und die Freiheit

Ein anderer gewichtiger Grund war mit der verfassungsrechtlichen Polemik zwischen Bern und der Waadt gegeben, die nach der Französischen Revolution einsetzte. Die Wortführer der Gnädigen Herren beriefen sich darauf, dass sie ihre Rechte über die Waadt im 16. Jahrhundert entweder durch freies Zugeständnis der damaligen Inhaber der öffentlichen Gewalt oder durch den Feldzug unter Hans Franz Nägeli von 1536 erworben hätten. Ihre Gegenspieler am Genfersee, Cart und Pellis, erinnerten an die Ständetage von Moudon, die vor Bern und auch vor den Grafen von Savoyen in der Waadt den Ton angegeben und in manchen Dingen dem einzelnen mehr Freiheiten gewährt hätten als die Magna Charta den Briten; an diese ständischen Institutionen könne ein souveräner Kanton Waadt innerhalb der Eidgenossenschaft anknüpfen. Henri Monod achtete die bernischen Ansprüche als Rechte des Eroberers gering. Aber auch die Berufung auf Moudon schien ihm unzureichend, rechtfertigte sie doch allein die autonome Anwendung von scharf abgegrenzten Ansprüchen der Kirche, des Adels und vielleicht der alteingesessenen Ortsbürger, nicht jedoch den Respekt vor der seit 1789 einzig zeitgemässen Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit.

Ansprüche aufgrund des mittelalterlichen Lehensrechtes machten um 1803 nicht bloss Berner, sondern auch einheimische Grund- und Gerichtsherren geltend. Die zu Leistungen in Geld, Ernteteilen und Fronwerk verpflichteten Bauern genügten ihrer Pflicht unter dem Einfluss Frankreichs

immer lässiger. Sie zweifelten sie grundsätzlich an und vernichteten in einem, von C.-F. Ramuz geschilderten Falle die entsprechenden Urkunden. Daher säten die Privilegien Zwietracht unter den zur Errichtung eines Kantons aufgerufenen Waadtländern, noch dazu in einer Zeit schwerer äusserer Gefahren. Auch deshalb mahnte Henri Monod zur Mittelmässigkeit.

Privilegien und Müssiggang

Wenn solche alten Gerechtsamen zusammen mit Kulturland, Alpen und Wäldern Eigentum einer Stadtgemeinde wurden, so wiederholte sich dieselbe Entwicklung, welche den Staat Bern im 18. Jahrhundert kennzeichnete: Der Kreis der am Gemeindennutzen Berechtigten verengte sich und wurde auch verdienten Zuzüglern nicht geöffnet, während die Habitanten und Hintersassen in der Siedelung leer ausgingen und mit Neid auf die Privilegierten blickten. Auch die Kluft zwischen der herausragenden Oberschicht und den Bauern pflegte sich gefährlich zu vertiefen. Die Bevorrechteten brachten ihre Tage mit der Verwaltung der Gemeindegüter und in fremden Kriegsdiensten zu, statt dass sie mit Schulung, Handwerk und Handel den Anschluss an die frühindustrielle Entwicklung suchten, die zu jener Zeit einsetzte. Schon von weitem liess sich für Monod bestimmen, ob eine Gemeinde grossen «Bürger-nutzen» gewähren konnte oder nicht; denn im zweiten Fall, wie er etwa mit Vevey gegeben war, hinterliessen die gewerblichen Anstrengungen der Einwohner in der nähern Umgebung, besonders an den Wasserläufen, deutlich sichtbare Spuren.

In dieser Kritik an dem geschäftigen Müssiggang der privilegierten Bürger kam der Präsident des ersten Grossen Rates im Kanton Waadt dem aufgeklärten Teil des bernischen Patriziats von 1750 bis 1770 erstaunlich nahe. Denn seine Aussetzungen hatten als Motiv nicht bloss die «geringen Ressourcen» der Waadt. Sie beruhten auch auf dem Glauben an den hohen menschlichen und sittlichen Wert der Berufsarbeit und des wagemutigen Unternehmertums, welchem die Herren von Stand auf beiden Seiten der Sense um so mehr abschwören, je stärker sie unter französischen Einfluss gerieten.

Die Kunst des Masshaltens

Von der geschichtlichen Lage her wirkt Henri Monods Ruf nach Wahrung der Mittelmässigkeit verständlich. Unter Vorbehalten kann er noch heute Geltung beanspruchen: Es gilt nur, das Wort von dem abschätzigen Unterton zu lösen, den es, wie sein französisches Gegenstück, mit der Zeit erhalten hat. Der Sinn, welcher ihm nachträglich unterlegt wurde, wirkt wie eine stillos-verständnislose Fassung, in die zwei hochkaratige Edelsteine eingelassen sind – die Mitte und das Mass.

Wieviel Masslosigkeit macht sich heute in allen Bereichen breit – in Politik und Gesellschaft, in den Forderungen wie in der Kritik, im Kern einer jeden Sache wie in den fernsten Ausdrucksformen, in der Rückschau wie im Blick auf die Zukunft! So manches und so grosses, wie wir heute planen oder beginnen, wird von uns gar nicht gefordert. Wir müssen weder Epoche noch Geschichte machen; wir

brauchen der Zeit nicht unser Gepräge zu geben, weder ein ruhmreiches Ende des 20. noch einen glorreichen Anfang des 21. Jahrhunderts vorzubereiten. Solche Ziele sind bestenfalls dem Ehrgeiz oder der Ruhmsucht entsprungen, und das sind keine vertrauenswürdigen Ratgeber. Derartige Lösungen machen aus einzelnen wie aus Gruppen unweigerlich Extremisten, Abseitige, «Alternative». Kann aus solchen Strömungen jene starke Mitte entstehen, ohne die eine handlungsfähige Demokratie nie auskommen wird?

Anforderungen der Mitte

Würde es dem Menschen wie dem Volke, das ihn umgibt, nicht besser dienen, wenn wir uns von Anbeginn an jene Forderungen hielten, welche die Mitte von einem jeden verlangt? Die Politik setzt zwar bei einem jeden eine feste Überzeugung voraus, aber auch Gehör für die Meinung der andern und Gespür für die eigentlichen Anliegen, welche hinter diesen Ansichten stehen. Sie erfordert einen klaren, in Treue verfochtenen Standpunkt, aber auch Bereitschaft zum Entgegenkommen und Fähigkeit zum gerechten Ausgleich. Ohne persönlichen Wagemut ist Politik so wenig fruchtbar, wie ohne Verantwortungssinn für die uns allen anvertrauten Werte. Oft gleicht das öffentliche Leben dem Wettkampf oder Kampf schlechthin; aber die Auseinandersetzung muss sich an bestimmte Grenzen und Regeln halten, sie soll im Zeichen einleuchtender Ideen stehen. Persönliche Ausfälle und hinterlistige Intrigen, unklare Behauptungen oder unfaire, gezielte Indiskretionen ge-

hören nicht in den Freiraum der Parteien und Fraktionen. Je mehr Freiheit das öffentliche Recht den einzelnen oder den Gruppen lässt, um so wichtiger wird der Wille zur Verständigung unter den Anhängern ungleicher politischer Ideen und den Vertretern widerstreitender Interessen. Der vielgeschmähte Kompromiss stellt in der freien Demokratie kein Zeichen der Schwäche dar, sondern zumeist einen Beweis für Reife und Einsicht.

Auf dieser Art von Mitte, und nur auf ihr, können als Gegengewichte demokratische Eliten entstehen. Derartige Gruppen haben nichts mit Herkunft, Vermögen oder kostspieligen Passionen zu tun. Sie beruhen zunächst auf der Einsicht, dass Bürger und Bürgerinnen zwar gleichberechtigt sind, aber verschieden nach Gaben und Kraft, und auf Respekt vor dieser Verschiedenartigkeit rechnen dürfen, genau wie die Sprachgruppen auf Anerkennung ihrer Eigenart und die Kantone auf Achtung vor ihrer Souveränität. So verschieden die Menschen nach ihren Talenten, so mannigfaltig sind die Kristallisationspunkte der Eliten. Gemeinsam ist ihnen die Bereitschaft zum härteren Dienst an der Gemeinschaft und zu der grösseren Leistung für die Werte, die ihr zugrundeliegen. Sie verlangen ein verständnisvolles Zusammenwirken mit einer Gemeinschaft, die sich den gleichen Geboten unterwirft. Schliesslich erfordern sie den redlichen Einsatz für die Verbreitung der gewonnenen Einsichten. Denn Eliten gewähren der Demokratie jene frische Luft und jene neuen Anstösse, welche diese Staatsform lebenswert und leistungsfähig machen.

Georg C. L. Schmidt

Wassily Kandinsky

Überlegungen zu seinen Schriften anlässlich der Ausstellung
im Kunsthaus Zürich

*L'opération de l'artiste consiste à tenter d'enfermer un infini.
Un infini potentiel dans un fini actuel.*

Paul Valéry

In einem Beitrag zu einer russischen Enzyklopädie stellt sich Kandinsky im Jahre 1919 vor als «Maler, Graphiker und Schriftsteller», und zwar als einen Maler, «der die Malerei auf den Boden der rein malerischen Ausdrucksmittel stellte und das Gegenständliche im Bilde strich». Kandinsky war damals dreiundfünfzigjährig; selbständig künstlerisch tätig war er noch keine zwanzig Jahre.

Wassily Kandinsky, der 1866 als Sohn einer wohlhabenden, kultivierten Kaufmannsfamilie in Moskau geboren wurde, studierte an der dortigen Universität die Rechte und Volkswirtschaft. Während seiner Studienzeit veröffentlicht er, anschliessend an eine Forschungsreise in die Wologda-Provinz, zwei Aufsätze mit juristischen und ethnographischen Themen. Nach dem akademischen Schlussexamen promoviert er mit einer Abhandlung «Über die Gesetzmässigkeit der Arbeiterlöhne». Drei Jahre danach, als Dreissigjähriger, fühlt er, gemäss seinen eigenen Worten: «*meine künstlerischen Kräfte mit vollkommener Klarheit und innerlich war ich so reif, dass mir die Berechtigung, Maler zu werden, ebenso klar wurde*». Er reist nach Deutschland. In München besucht er die von Slawen bevorzugte Malschule von Anton Ažbè. Die Prü-

fung in die Zeichenklasse der Akademie besteht er nicht, wird aber nach einem Jahr Selbststudium in die Malklasse von Franz Stuck aufgenommen. Er bleibt nicht länger als ein Jahr. Das Wesentliche, das ihm Stuck vermittelt habe, sei der Ratschlag zur «*Vollendung des Bildes*», äussert sich Kandinsky später.

Zur Übersicht seien die wichtigsten Daten seines Malerlebens notiert: Die Münchner Zeit dauert von 1896 bis Ende 1914. Von 1915 bis 1921 arbeitet Kandinsky in Russland in fruchtbarem Kontakt mit der dortigen Avantgarde. Von 1917 an ist er Mitglied des Kommissariats für Volksaufklärung. In der Abteilung für die Bildenden Künste ist er als Lehrer und Administrator tätig. Kandinskys künstlerische Ziele und kommunistische Vorstellungen und Forderungen, was Kultur sein sollte, beginnen auseinanderzuklaffen. Kandinsky reist 1921 wieder nach Deutschland, wo ihn Gropius an das 1919 von ihm gegründete Weimarer Bauhaus beruft. Von 1922 bis 1933 ist Kandinsky Lehrer am Bauhaus, zuerst bis 1925 in Weimar, bis 1932 in Dessau, zuletzt noch in Berlin, bis 1933 die Institution von den Nationalsozialisten verboten wird. Es folgt die Emigration nach Neuilly-sur-Seine bei Paris; nach elf Jahren freien künst-

lerischen Schaffens stirbt der Maler 1944 an einem Hirnschlag.

Kandinsky sagte von sich, er sei Maler, Graphiker und Schriftsteller. Indem wir einerseits sein Bühnenstück *«Der gelbe Klang»* und andererseits das Thema seiner Schriften berücksichtigen, präzisieren wir und formulieren: er ist Künstler und Theoretiker, der zur Zeit des deutschen Expressionismus und des französischen Kubismus lebte und das Ziel vor Augen hatte, eine neue, abstrakte beziehungsweise absolute Malerei zu erarbeiten. Kandinsky gehört zu dieser seltenen Klasse von Doppelbegabten, die gleichzeitig künstlerisch schöpferisch und intellektuell schöpferisch tätig sind. Er ist ein Künstler, der systematisch über sein eigenes Schaffen reflektiert mit der Absicht, etwas Allgemeingültiges sowohl für die Gegenwart als für die Zukunft auszusagen. Wir könnten ihn im weiten historischen Blickwinkel betrachten und ihn etwa mit dem Renaissancekünstler und Gelehrten Leon Battista Alberti oder mit dem Theoretiker, mit dem eigentlichen Begründer der deutschen romantischen Malerei, Philipp Otto Runge, vergleichen.

Wir verengen den Blickwinkel auf die ersten Dezennien des zwanzigsten Jahrhunderts, öffnen ihn jedoch zugunsten zweier französischer Dichter und Theoretiker – Paul Valéry und Guillaume Apollinaire. Paul Valéry hat parallel zu seinem dichterischen Werk poetologische als auch allgemein kunsttheoretische Überlegungen formuliert. Der Lyriker Guillaume Apollinaire schrieb vor dem Ersten Weltkrieg mit seltener Einfühlungsgabe über seine Malerfreunde, die französischen Kubisten. In seinen *«Ästhetischen Meditationen»* spiegelt

sich die kühne Aufbruchstimmung jener Jahre. Was oder ob überhaupt Valéry und Kandinsky voneinander gewusst haben, ist mir nicht bekannt. Apollinaire hat vor 1914 oft über Kandinskys Werke in Pariser Ausstellungen geschrieben und sich einmal für seine Malerei eingesetzt gegenüber diffamierenden deutschen Kritiken. Im Rahmen meines Aufsatzes sind die menschlichen Beziehungen unter den Dreien belanglos, wichtig sind allein ihre Zeitgenossenschaft, ihre geistige Haltung, ihre intellektuell-künstlerische Struktur. Es handelt sich hier ausschliesslich darum, verwandte Gedankengänge in Beziehung zu setzen. Es wird auf wenige ästhetische Begriffe hingewiesen, auf Grundsätzliches, das Kandinsky in Russisch und Deutsch formuliert, auf das was Valéry unter dem Titel *Poetik* skizziert, was Apollinaire in seinen Kunstbetrachtungen festhält.

Weg vom Gegenstand!

Die Anfänge der gegenstandsfreien oder abstrakten oder absoluten Kunst – wie unterschiedlich die Benennungen auch seien – sind keineswegs eindeutig national zu lokalisieren. Die russischen, die deutschen, die französischen, die italienischen Richtungen sind nur die bekanntesten der gesamteuropäischen Bewegung. Die folgenreiche Forderung: *«Weg vom Gegenstand!»* ist seit Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts mannigfach variiert worden. Kandinsky fragt 1919 im Aufsatz, in welchem er rückblickend über seinen Werdegang berichtet: *«Was soll den Gegenstand ersetzen?»* Er ant-

wortet: *«Nach vielen Jahren beständiger Arbeit, zahlreicher vorsichtiger Versuche, immer neuer unbewusster, halbbewusster, dann klarerer und herbeigesehneter Erlebnisse, während sich die Fähigkeit weiterentwickelte, künstlerische Formen innerlich in ihrer immer reineren, abstrakten Form zu erleben, gelangte ich zu jenen künstlerischen Formen, mit denen ich jetzt arbeite.»*

Der Gegenstand soll durch reine abstrakte Form ersetzt werden. – Reine abstrakte Form – wie wird sie erreicht? Nur mit grösster Anstrengung, denn *«das Streichen des Gegenstandes stellt sehr grosse Forderungen an das Erleben der rein malerischen Form»*. Nicht die reine abstrakte Form als solche ist wichtig, sondern das Erleben der reinen Form. Der Mensch hat das Bedürfnis und in hohem oder geringem Masse die Fähigkeit, reine Formen als etwas geheimnisvoll Lebendiges wahrzunehmen. Über diese für jede Ästhetik bedeutsame Voraussetzung haben Valéry, Kandinsky, Apollinaire nachgedacht. Apollinaire zitiert in diesem Zusammenhang aus der Naturgeschichte des Plinius die folgende griechische Anekdote: *«Der berühmte Maler Apelles möchte seinen Kollegen Protegenes besuchen. Er trifft ihn aber nicht in der Werkstatt; er zeichnet daher auf einer zum Malen vorbereiteten, noch leeren Tafel einen dünnen Strich und geht dann fort. Protegenes kehrt heim und erkennt am Strichduktus die Hand des Apelles. Nun zieht er über dessen Strich einen zweiten, dünneren, jedoch andersfarbigen, so dass jetzt drei Striche nebeneinander zu sehen sind. Am Tag darauf kommt Apelles zum zweitenmal; Protegenes ist wieder abwesend. Apelles*

zieht noch einen feineren, kaum mehr sichtbaren Strich. In diesem Zustand wird die Bildtafel den Kunstkennern und Liebhabern gezeigt. Sie betrachten die zarten Linien mit genau demselben Vergnügen, als hätten sie eine Darstellung von Göttern und Göttinnen vor Augen.»

Dem Künstler gelingt es, die reine Form zu schaffen; der Betrachter ist imstande, sie zu erleben. Die Anekdote zeigt die aufs äusserste reduzierte Form; sie veranschaulicht also den vertrauten Leitgedanken: Mit dem Minimum an Mitteln das Maximum erreichen. Das Minimum – hier sind es die Striche. Sie spiegeln die Individualität des Künstlers, und es eignet ihnen zudem eine Ausdruckskraft, die im Betrachter die Vorstellung des Höchsten erweckt. Die griechische Anekdote personifiziert das Höchste als Götter und Göttinnen. Die Theoretiker des zwanzigsten Jahrhunderts verwenden die Begriffe das *«BILD»*, das *«Absolute»*, die *«reine Malerei»*, die *«reine Form»* und ähnliches; gemeint ist immer ein unbestimmt Höchstes, das unablässig angestrebt werden muss trotz dem Wissen um seine Un erreichbarkeit. Kandinsky schreibt in seinem autobiographischen Rückblick: *«Ich fühlte einen Drang, ein Bild zu malen. Und ich fühlte dumpf, dass das Bild etwas anderes sein kann als schöne Landschaft, interessante, malerische Szene oder eine Darstellung des Menschen.»* Aus dem unbestimmten Ahnen entwickelt sich seine Überzeugung: *«Das Werk existiert also abstrakt vor seiner Verkörperung, die es den menschlichen Sinnen zugänglich macht.»* (Kandinsky erklärt einmal, er brauche *«abstrakt»* meistens im Sinne des treffenderen *«absolut»*; wir unter-

lassen daher eine Differenzierung der beiden Wörter.)

Kandinsky und Valéry

Paul Valéry notiert in seinem Arbeitsheft den schönen Satz: «*Les belles Œuvres sont filles de leur forme – qui naît avant elles.*» Valéry interpretiert selbst seine Aussage und erläutert, Maler sein bedeute nichts anderes, als endlos danach zu forschen, was Malerei sei, «*chercher indéfiniment ce qu'est la Peinture*», ebenso wie der Musiker nach dem Urbild der Musik gestalten müsse oder der Dichter nach jenem der Dichtung. Seine Poetik variiert beharrlich den Grundsatz: «*L'art poétique conduit singulièrement à envisager les formes pures en elles-mêmes.*»

Kandinsky und Valéry, beide künstlerisch und intellektuell aussergewöhnlich begabt, haben unabhängig voneinander gleiche Gedankengänge verfolgt. Beide haben sich bewusst werden wollen über den Weg, der von dem geahnten absoluten BILD zur Verkörperung leitet. «*Für die Verkörperung ist jedes Mittel recht. Also die Logik wie die Intuition*», postuliert Kandinsky. Wenn wir uns überlegen, wie sich die Logik in der Malerei manifestieren könnte, fallen uns vorerst einzelne geometrisch benennbare Flächen ein und danach auch Flächenordnungen, zu denen wir uns mathematisch definierbare Abhängigkeiten ausdenken möchten. Kandinskys Traktat, welches er schon vor dem Ersten Weltkrieg begonnen und dann zur Bauhauszeit veröffentlicht hat, ist eine lückenlose Diskussion aller geo-

metrischen und stereometrischen Grundformen in Bezug auf Bildende Kunst. Sein Titel: «*Punkt und Linie zu Fläche.*» Mit wissenschaftlicher Genauigkeit werden die primären bildnerischen Mittel untersucht und systematisiert. Die Lektüre erinnert uns daran, dass er einmal zu seinen Universitätsstudien bemerkte, an der Nationalökonomie habe er nur das rein abstrakte Denken geliebt.

Durchdringen jeder Materie im Hinblick auf die Darlegung ihrer Elemente – Kandinsky und Valéry besaßen in hohem Masse die Fähigkeit dazu. Beide versuchten ein Leben lang, methodisches Reflektieren mit ihrer künstlerischen Arbeit zu verbinden. Logisches, oder was hier dasselbe ist, mathematisches Denken lenkte beide zu erstaunlich ähnlichen Formulierungen. Der Dichter redet vom «*esprit géométrique*», er verwendet genau wie der Maler zeitweise ein algebräisches Vokabular. Und ebenso findet Apollinaire, der den Anfängen der neuen Kunst nachspürt, die gleichen Wörter und proklamiert: «*Les figures géométriques sont l'essentiel du dessin.*» Er ist der Meinung, die Geometrie bedeute für die Bildende Kunst was die Grammatik für die Sprachkunst. Er ist überzeugt, dass viele moderne Maler nach mathematischen Prinzipien arbeiten, ohne sich dessen allerdings bewusst zu sein. Valéry seinerseits spricht vom mathematischen Flair, das aus einer Fülle von möglichen Formen eine klare Ordnung schaffe. Valéry ergänzt das reine Kalkül, den «*esprit de géométrie*» mit dem «*esprit de finesse*». Dieser Begriff ist eingeschlossen in das, was Kandinsky unter Intuition versteht. Die Logik und die Intuition

sind die Mittel zur Verkörperung des BILDES. Das sinnlich wahrnehmbare Kunstwerk ist eine Verbindung einer logischen oder geometrischen oder abstrakten Struktur mit der unberechenbaren – glücklichen – Intuition, mit dem *«esprit de finesse»*, dessen Einwirkung ungewiss und stets überraschend ist. Diese nicht bloss konstatierte, sondern geforderte Zweipoligkeit umkreisen der Dichter und der Maler in stets neuen Ansätzen. Ihre verwandten Ausgangspunkte sind ebenso erstaunlich wie die ähnliche Argumentation.

Wir lesen bei Kandinsky: *«Mit den Jahren habe ich verstanden, dass das Arbeiten mit starkem Herzklopfen, mit gepresster Brust und mit Spannung im ganzen Körper nicht genügend sein kann. Sie kann eben nur den Künstler erschöpfen, aber nicht seine Aufgabe. Das Pferd trägt den Reiter mit Kraft und Schnelligkeit. Der Reiter führt aber das Pferd. Das Talent bringt den Künstler auf grosse Höhen mit Kraft und Schnelligkeit. Der Künstler lenkt aber sein Talent. Das ist das Element des ‚Bewusstseins‘, des ‚Rechnens‘ in der Arbeit.»* Valéry folgert aus einem gleichsinnigen Gedankengang: *«Sans un calcul juste l'œuvre ne vaut – ne marche pas.»* Auch ihm genügt das *«starke Herzklopfen»* allein nicht, und er spottet über die romantischen Schwärmer, die einst glaubten, die mittelalterlichen Kathedralen seien von einer einstimmigen Menge selbstvergessener, glaubensseliger, psalmensingender Menschen errichtet worden. Er mokiert sich über die Einfältigen, die meinen, ein tief heiliges Verlangen habe genügt, um die hohen Kirchengewölbe zu bauen – *«tant pis pour la*

statistique et au diable la stéréométrie!»

Die Macht der Leere

Wir wenden uns noch einmal der griechischen Anekdote zu und vergegenwärtigen uns die Bildtafel mit den kaum wahrnehmbaren Strichen. Nur einen Strich hat Apelles gezogen und damit seine Autorschaft verraten. Vom Strich ist bloss seine materielle Qualität bekannt, nicht seine Länge und nicht seine Lage auf der Fläche. Doch die Spannung, die er im Betrachter erzeugte, muss wesentlich von seiner Situierung abgehangen haben. Nicht er allein, sondern die Art, wie er die Grundfläche aufteilte, geometrisch strukturierte, bedingte seine Wirkungskraft. Zurück zu Kandinsky! Was ereignet sich auf einer leeren Fläche, wenn ich einen Punkt setze, eine Linie ziehe, wenn ich eine Form kurvig, wenn ich sie gerade begrenze, usw.? In dieser Weise stellt er die Fragen. Ich zitiere aus seinen zusammenfassenden Antworten: *«Die leere Leinwand kann alles tragen, aber nicht alles vertragen, sie verstärkt das Richtige, aber auch das Falsche.»* In Valérys Worten ist das die Macht der Leere – *«pouvoir du vide»*, die dem leeren, weissen Blatt Papier eignet. Jede Art Leere kann auf den Künstler herausfordernd wirken; denn die Leere lockt zum Füllen, zur Gliederung, zur Behandlung im ursprünglichen Wortsinne. Valéry formuliert seine Erfahrung folgendermassen: *«Il y a un certain vide qui demande, – appelle – ce vide peut être plus ou moins déterminé – ce peut être un certain rythme, – une figure-contour, – une*

question – un état – un temps devant moi – un outil, une page blanche, une surface murale, un terrain ou emplacement.» Würde dieser Satz ins Deutsche übersetzt und unter Kandinskys Schriften gemischt, niemand erriete die fremde Herkunft. Hier manifestieren sich Zeitgenossenschaft und Geistesverwandtschaft.

Sobald Leere in erweitertem Sinne definiert ist, bedeutet sie Anlass oder Inspirationsquelle, oder wie man dieses rätselhaft Wirkende auch immer umschreiben mag. Sichtbare und unsichtbare Wirklichkeit; realer Gegenstand und Empfindung sind Inspirationsquellen: hier entspringt das BILD. Die abstrakte bzw. absolute Kunst konzentriert sich ausschliesslich auf das BILD, also auf das, was ein Gegenstand oder eine Empfindung in der gestalterischen Phantasie des Künstlers auslöst. Kandinsky bewundert, so schreibt er, *«den Flug der wilden Ente; den Zusammenhang des Blattes mit dem Ast, das Schwimmen des Frosches – den Schnabel des Pelikans usw.»* Er malt aber weder Ente, noch Frosch, noch Pelikan. Als fast Siebzjähriger deutet er am Schluss eines Aufsatzes in Worten an, was ein Blick auf Paris in seiner Empfindung auslöst, welches BILD er in seiner Phantasie erregt. Zitat: *«Ich sehe aus meinem Fenster. Manche kalte Fabrik-schornsteine stehen schweigend da. Sie sind unbiegsam. Ganz plötzlich steigt aus einem einzigen Schornstein der Rauch. Der Wind biegt ihn, und er ändert jeden Augenblick seine Farbe. Die ganze Welt hat sich verändert.»* Etwas Flüchtliges, Zufälliges, vom Winde Getriebenes verändert die Sicht, verändert die Welt. Als Schauender nimmt der Maler teil an der

Veränderung. Vielleicht setzt er harte dunkle Striche auf die leere Leinwand und zieht schwebende, farbig getönte Linien darüberhin. Vielleicht aber weckt die beobachtete *«Veränderung der Welt»* in seinem Innern etwas ganz anderes, und dann wird auch die Wiedergabe des BILDES etwas ganz anderes sein. Die Möglichkeiten, den Fensterausblick gegenstandslos, abstrakt darzustellen, sind unbegrenzt. Das ist die Freiheit und der Reichtum der absoluten Kunst. Sie vermittelt dem Betrachter ein ebenso starkes, vielleicht noch stärkeres Gefühl der Freiheit als dem Künstler; denn er kennt die Beschränkung nicht, die den Formschaffenden bedrängt. Und dennoch gilt Valéry's Bemerkung für beide: *«Le charme de l'art réside pour moi dans la quantité de manières de voir la même chose et de concevoir une pluralité de traitements possibles.»*

Innere Notwendigkeit, Komposition

Dem Schauen, dem Erleben und dem Gestalten der Welt scheinen keine Grenzen gesetzt. Die reine Kunst birgt unendlich viele Ausdrucksmöglichkeiten. Warum sollten trotzdem Forderungen an das Kunstwerk gestellt werden? Falls die Frage bejaht wird, müssen sie auch formuliert werden. Kandinsky antwortet mit dem Begriff: *«Innere Notwendigkeit»*. Mir scheint es, die Deutung dieses unanschaulichen Begriffes gelinge besser in Verbindung mit einem andern, ebenso zentralen, mit dem der Komposition. – Die Komposition entsteht aus innerer Notwendigkeit. – Wie rasch – und unbedacht! – schreibt sich ein solcher Satz. Man erinnere sich an den

einzigem Strich auf der leeren Bildtafel – Apelles gibt sich damit zu erkennen. Ich zitiere zur Erläuterung aus Kandinskys 1912 publiziertem Essay-Band *«Über das Geistige in der Kunst»*: *«Die Proportionen und Waagen sind nicht ausserhalb des Künstlers, sondern in ihm, sie sind das, was man auch Grenzgefühl, künstlerischen Takt nennen kann – Eigenschaften, die dem Künstler angeboren sind.»* Aus innerer Notwendigkeit sind die Länge, die Dünne, die Richtung, die Bewegung jenes Striches des Apelles entstanden. Aus innerer Notwendigkeit ist die Bildtafel so und nicht anders aufgeteilt worden.

Kandinsky ist überzeugt, dass das angeborene Gefühl für Proportionen, welches ein wesentliches Charakteristikum des Künstlers ist, sich zu einer *«Malgrammatik»* entwickeln lässt, zu einem *«Generalbass in der Malerei»*, der weniger auf physischen als auf psychischen Gesetzen beruht, das heisst auf den Gesetzen der inneren Notwendigkeit. Im physischen Bereich finden sich die objektiven Gesetze: die Formen- und Farbenlehre. Kandinsky nennt sie die *«grosse objektive Waage»*, darauf sollen die psychischen Gesetze stetsfort gewogen werden. Nach der Form- und Farbenlehre kann ein Bild konstruiert werden. Nach dem Gesetz der inneren Notwendigkeit wird ein Bild komponiert. Zwischen die beiden Wörter Konstruktion und Komposition setzt Kandinsky das Verbum *«wägen»*, damit bezeichnet er die gegenseitige Abhängigkeit. Paul Valéry setzt anstelle des *«wägen»* die Metapher: *«une sorte de cristallisation brusque ou semi-brusque»*. Er will damit ausdrücken, wie ein unvermutet einsetzender oder

allmählich entstehender Kristallisationsprozess zu einem *«rangement sui generis»*, zu einer Neuorientierung, Neuordnung führt.

Kandinsky sagt, künstlerisch schaffen heisst: wägen, abwägen, eines am andern messen, bis auf einmal, unvermutet, die Balance ruht, bis allmählich der Ausgleich sich ergibt. Dann stimmt das Geschaffene überein mit dem BILD. Es stimmt entsprechend der inneren Notwendigkeit. Valérys Metapher vom Entstehen des Kunstwerkes unterscheidet sich nur partiell von derjenigen Kandinskys. Der Maler beschreibt seine Tätigkeit. Wenn diese nach dem Gesetz der inneren Notwendigkeit fortschreitet, dann wird sie auch im richtigen Augenblick aussetzen. Der Dichter veranschaulicht nicht seine Tätigkeit, sondern das, was diese bewirkt, nämlich einen Kristallisationsprozess, der einer inneren Gesetzmässigkeit oder Notwendigkeit folgt. Die offensichtliche Verschiedenartigkeit der beiden Metaphern darf jedoch in unserem Zusammenhang vernachlässigt werden; denn es geht hier nur darum, aufzuzeigen wie stark das Bedürfnis ist, den Gestaltungsvorgang zu analysieren.

Was geschieht auf dem weissen Blatt Papier, was passiert auf der leeren Leinwand, wenn ich dort ein einziges Wort hinsetze, hier einen einzigen Strich ziehe? Diese Primärfrage steckt in der griechischen Anekdote von Apelles und Protegenes. Wir verstehen, weshalb sie Apollinaire in seinen ästhetischen Meditationen nach erzählt, denn sie gehört gleichsam zum ästhetischen Klima jener Jahrzehnte, die die Keimzellen unserer heutigen Kunst sind. Damals verlor der reale Gegenstand an Bedeutung; in den

bildnerischen Künsten tritt die allgemeine Wandlung am sichtbarsten zutage. Die Anstrengung des Malers richtet sich auf ein BILD, «*das etwas anderes ist als schöne Landschaft, interessante, malerische Szene oder die Darstellung des Menschen*». Ihn beschäftigt das, was unterwegs geschieht, was sich während der «*Verkörperung*» jenes BILDES ereignet. Diese Konzentration auf das Sich-Ereignende, auf das geistige Abenteuer ist etwas fundamental anderes als der Rückblick bzw. die Rücksicht auf die gegenständliche Wirklichkeit. Sich dem Formabenteuer ausliefern, ohne Stütze des Gegenstandes, das ist das ästhetische Credo, das seit Beginn des Jahrhunderts nichts an Kühnheit und Faszination verloren hat. Es gilt noch immer, was Guillaume Apollinaire 1912 geschrieben hat: «*L'école moderne de peinture me paraît la plus audacieuse qui ait jamais été. Elle a posé la question du beau en soi.*» Die Frage nach dem Schönen an sich ist dasselbe wie die Suche nach dem BILD. Reine Malerei, absolute Kunst – das neue Ziel wirkt bahnbrechend; noch nie in der abendländischen Kulturgeschichte haben sich so viele Wege geöffnet; paradoxerweise geschieht dies auf Kosten der gegenständlichen Wirklichkeit.

Valérys Arbeitshefte und Kandinskys Schriften sind bildhaft ausgedrückt: Einblicke in die Schmiede des Vulkan. Wenn wir wissen wollen, wie die Revolution auf allen Gebieten

der Kunst sich ereignet hat und welches die Folgen sind, dann sind der französische Dichter und der russische Maler die besten Führer; sie sind es darum, weil ihre eigenen Werke beweisen, dass die Theorien keine leeren Worte sind. Auf der einen grossen Bildtafel der Kunst hat jeder der beiden seinen Strich gezogen, daran man ihn erkennt.

Elise Guignard

Die Zitate stammen aus: Wassily Kandinsky, Gesammelte Schriften, Bd. I, herausgegeben von Hans K. Roethel und Jelena Hahl-Koch. Benteli Verlag, Bern 1980. – Arnold Schönberg und Kandinsky, Briefe, Dokumente. Herausgegeben von Jelena Hahl-Koch. Residenzverlag, Salzburg und Wien 1980. – Kandinsky – Franz Marc, Briefwechsel. Herausgegeben von Klaus Lankheit. Piper & Co. Verlag München, Zürich 1983. – Kandinsky, Über das Geistige in der Kunst (1. Publikation 1912). Herausgegeben von Max Bill. 10. Auflage, Benteli Verlag, Bern. – Kandinsky, Punkt und Linie zu Fläche (1. Publikation 1926 als Bd. 9 der Bauhaus-Bücher), herausgegeben von Max Bill. 3. Auflage, Benteli Verlag, Bern 1955. – Kandinsky, Essays über Kunst und Künstler. Herausgegeben von Max Bill. 3. Auflage, Benteli Verlag, Bern 1955. – Paul Valéry, Cahiers II. Bibliothèque de la Pléiade, Gallimard, Paris 1974. – Guillaume Apollinaire, Les peintres cubistes – Méditations esthétiques. Collection Savoir, Edition Hermann, Paris 1980. – Für eine ausgewählte Bibliographie zu Kandinsky siehe Katalog zur Ausstellung «Kandinsky in Russland und am Bauhaus 1915–1933», Kunsthaus Zürich 1984.